

Politische Magazine BRD / DDR

„Panorama“, „ZDF-Magazin“, „Kennzeichen D“, „Spiegel TV“, „Prisma“

ARD / Das Erste

„Panorama“ (ab 1957, NDR)

„Report München“ (BR) und „Report Mainz“ (SWR) gehen zurück auf die ab 1960 vom Bayerischen Rundfunk und vom Südwestfunk gemeinsam produzierte Sendung „ANNO – Filmberichte zu Nachrichten von Gestern und morgen“; ab 1966 wurde sie getrennt hergestellt; die des SWF hieß bis 1998 „Report Baden-Baden“. Im Zuge der Zusammenführung des SWF mit dem Süddeutschen Rundfunk (SDR) zum Südwestrundfunk (SWR) zog die Redaktion 1998 nach Mainz um, seitdem heißt die Sendung „Report Mainz“.

„Monitor“ (ab 1965, WDR)

„Kontraste“ (ab 1971, RBB, vormals SFB)

„Fakt“ (ab 1992, MDR)

„Panorama“

1. Das älteste politische Fernsehmagazin des deutschen Fernsehens wurde durch immer wieder Aufsehen erregende Berichte zum Politikum:

„Proske und Paczensky“

Die Anfänge des Magazins PANORAMA

„Kam die Sendung aus dem Osten?“ und „Der Spitzbart muss weg“ lauteten die Schlagzeilen, die die BILDZEITUNG im Februar 1963 gegen den damaligen Leiter von PANORAMA, Gert von Paczensky, verbreitete. In ihnen konzentriert sich ein Stück bundesdeutscher Fernsehgeschichte: Der Vorwurf von „linker Hetze“ gegen alles, was in der ausgehenden Adenauer-Ära nicht angepasst war, verbindet sich seitdem mit der Entfernung missliebiger Journalisten, wenn es gilt, das Programm „auszuwiegen“. Innerhalb der ARD opponierte man schon nach den ersten Protesten gegen die Sendung. Die Forderung nach Rücktritt des verantwortlichen Intendanten oder die Boykottandrohung des Bayerischen Rundfunks sind hier ebenso zu nennen wie die personellen und strafrechtlichen Konsequenzen, die man gegen die beteiligten Journalisten forderte und durchsetzte. Lediglich „Affären“ um PANORAMA?

Die erste Crew mit Gert von Paczensky als Redaktionsleiter stand in der Kontinuität eines kritisch-liberalen Zeitungsjournalismus. Durch die Rechtswende der WELT seit 1959 verließen er und andere die Zeitung und fassten im NDR-Fernsehen Fuß. Man folgte dem Vorschlag Rüdiger Proskes, der als Hauptabteilungsleiter für Politik und Zeitgeschehen bereits in der Reihe SPIEGEL DER ZEIT mit kritischen Autoren wie Paczensky oder Kogon zusammengearbeitet hatte, und entwickelte ein Fernsehmagazin, dem das Magazin PANORAMA und die Satiresendung THAT WAS THE WEEK THAT WAS der BBC als Vorbilder dienten. Anders als das beschaulichere Magazin REPORT (zunächst: ANNO) oder die Auslandsberichterstattung eines Peter von Zahn oder Thilo Koch geriet PANORAMA schon bald nach seinem Start im Juni 1961 in die öffentliche Diskussion; hauptsächlich durch seine Kritik an der „CDU-Staatspartei“, wie der SPIEGEL damals schrieb, aber auch durch die Ablehnung der französischen und belgischen Kolonialpolitik. Eine antikolonialistische Haltung war dem Denken des „Kalten Krieges“, das weitgehend mit der realen wie eingebildeten kommunistischen Bedrohung beschäftigt war, besonders fremd und führte zu entsprechend scharfen Protesten der betroffenen Regierungen. Gleichzeitig interessierte sich das Redaktionsteam für neueste ästhetische Entwicklungen; die Kurzfilmtage in

Oberhausen, deren Schlachtruf „Papas Kino ist tot“ eine Parole der Französischen Linken („Papas Algerien ist tot“) abwandelte, wurden zum redaktionellen Bildungserlebnis; die Sendung entwickelte sich für kurze Zeit auch zum Forum filmästhetischer Experimente.

Die heftigsten Auseinandersetzungen führte die Redaktion jedoch mit den Regierungsparteien. Atmosphärisch ließe sich die Situation, in der PANORAMA damals veranstaltet wurde, auf folgenden Nenner bringen: „Kalter Krieg“ und Mauerbau auf der einen Seite, aufmüpfige Moderationen auf der anderen, so wenn Paczensky beispielsweise einen Beitrag mit den Worten einleitete: „Nun wollen wir uns noch ein wenig mit der Bundesregierung anlegen...“. Die Sendung zum Mauerbau in Berlin rief Empörung hervor, weil PANORAMA unter anderen den britischen Labour-Abgeordneten Crossman zu Wort kommen ließ, der Verständnis für die Handlungsweise der DDR-Regierung zeigte.

Im Januar 1962 erregte das Magazin mit einem Bericht über Geburtenkontrolle Aufsehen, kritisierte die Luftschutz-Broschüre „Jeder hat eine Chance“ und verärgerte so das Bundesinnenministerium. Schließlich zogen die Redakteure den Zorn der Vertriebenen-Funktionäre auf sich, die PANORAMA als „Berufsflüchtlinge“ bezeichnete. Nachdem PANORAMA zunächst im Rahmen des von der ARD „kommissarisch“ durchgeführten zweiten deutschen Fernsehprogramms seinen Platz fand, wurde die Sendung von Juni 1962 an im Ersten Programm ausgestrahlt und erreichte nun eine weitaus größere Zuschauerzahl. PANORAMA, so schrieb der SPIEGEL, „führte sich mit einem Paukenschlag ins Erste Programm ein: In einem Bericht über die FIBAG-Affäre wurde der Rücktritt des damaligen Bundesverteidigungsministers Strauß gefordert“. PANORAMA hatte, ähnlich dem SPIEGEL, schon seit längerem Strauß und dessen Ambitionen auf die Kanzlerschaft kritisiert. So lag es nahe, der SPIEGEL-Affäre eine Sondersendung zu widmen; zu Beginn des Jahres 1963 knüpfte die Redaktion diesen Faden weiter und spießte den beschönigenden Tätigkeitsbericht der Bundesregierung auf: „Er trägt den großartigen, umfassenden, ehrgeizigen Titel ‚Deutsche Politik 1962‘ ...das war die Zeit der Spiegel-Affäre. Tausende wollten mit ihrem Protest die Demokratie verteidigen ... Das Kabinett trat zurück. Erst Wochen später bildete sich die neue Regierung. Das war wohl unser politisch entscheidendes Ereignis des Jahres 1962 ... Aber in dieser ‚Deutschen Politik 1962‘ gibt es keine Regierungskrise, keine Spiegel-Aktion ...“ (PANORAMA, 8. April 1963).

Im Februar 1963 beschäftigte sich PANORAMA mit der Analyse der BILDZEITUNG und der Pressekonzentration, worauf die BILDZEITUNG mit den eingangs zitierten Zeilen sowie einem Plädoyer von Peter Boenisch für ein privates Fernsehen reagierte. Im Mai 1963 kam man im NDR dem Wunsch nach Entfernung des unbequemen Redaktionsleiters auf dem Wege der Abstimmung nach, indem die CDU-Verwaltungsratsmitglieder mit Auszug drohten, falls Paczenskys Vertrag verlängert werden sollte. Nur ein halbes Jahr später fand sich ein Anlass, auch Rüdiger Proske als Hauptabteilungsleiter zu kündigen; zu sehr war sein Name mit Paczensky verbunden; „P. und P.“ übertitelte der SPIEGEL einen seiner Berichte über die Vorgänge um PANORAMA. Nach einem Recherchefehler Karl-Heinz Wockers über angebliche Abhöranlagen im Bundestag musste Proske, der bis zum Sendezeitpunkt über bestehende Bedenken nicht informiert war, seinen Platz räumen – und nicht etwa der Intendant Gerhard Schröder, obwohl nach der Berichterstattung über die SPIEGEL-Affäre dieser oder sein Vertreter verpflichtet waren, jede Sendung abzunehmen.

Über die politischen Hintergründe dieser Entscheidungen lässt sich bislang nur mutmaßen; PANORAMA saß wohl „zwischen den Stühlen“: In den Funkhäusern machten zunehmend CDU/CSU und SPD ihre Einflüsse geltend. Beide waren an einer kritischen Auseinandersetzung mit ihrer Politik nicht interessiert, wiewohl die Sozialdemokraten, die die Sendung mit initiiert hatten, längere Zeit vom Umgang PANORAMAS mit den

Regierungsparteien profitierten. Offenbar passte das respektlose Magazin jedoch dann auch immer weniger ins Konzept einer SPD, in der Herbert Wehner seit 1961 in Kontakt mit der CDU stand, um die FDP aus der Regierungskoalition zu verdrängen. Weder Paczensky noch Proske fanden jedenfalls die Unterstützung des SPD-Intendanten Schröder.

Nach der Entlassung Paczenskys rückte die britische Tageszeitung OBSERVER Paczensky in die Nähe jener Generation junger Nachkriegsdeutscher, deren Ansichten sich von denen ihrer Väter unterschieden: „Aber ihre Väter, so sieht es jedenfalls oft aus, regieren noch immer. Jetzt haben die Väter zugeschlagen. Die erste Folge des Sturms droht die Entmannung des besten westdeutschen Fernsehprogrammes zu werden.“ In den Folgejahren fand die Auseinandersetzung mit den Vätern, auch verursacht durch die Anpassung der SPD, immer stärker im außerparlamentarischen Raum, in den Universitäten und auf der Straße statt; die Oppositionsfunktion, die SPIEGEL und PANORAMA zeitweise zugekommen war, wurde durch die Protestbewegung der APO relativiert, die Medien selbst gerieten immer mehr in den Verdacht, zum „Establishment“ zu gehören. Nicht zu Unrecht, wie die Geschichte von PANORAMA exemplarisch zeigt. In der Vorphase der Großen Koalition hatten sich die beiden großen Parteien den Rundfunk bereits „geteilt“. Kritisches Fernsehen konnte von da an nur noch mit einer Partei im Rücken gemacht werden.

Heidemarie Schumacher

Quelle

Unsere Medien – Unsere Republik. Mediengeschichte als Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. 11 Hefte, hrsg. vom Adolf Grimme Institut. Heft 4: „1962: Meinungsfreiheit: Ausgewogen?“. Marl 1991, S. 24-26.

2. Auf der formalen Ebene glich „Panorama“ zunächst bebilderten Artikeln, die Beiträge der ursprünglichen Zeitungsmacher wurden „dominiert von langen Interviews, chaotischen Grafiken und abgefilmten Fotografien“

(http://daserste.ndr.de/panorama/wir_ueber_uns/geschichte/panoramageschichte101.html).

Zunehmend experimentierte man jedoch mit den Mitteln des Mediums, woraus sich allmählich die eigene Form der TV-Reportage entwickelte:

Ein anderes Fernsehen

PANORAMA: Wenn schon Film, dann guter Film

Viele der frühen Sendungen des Magazins PANORAMA wurden zu sprichwörtlichen Straßenfegern: Einschaltquoten von bis zu 70 Prozent waren keine Seltenheit, als Proske und Paczensky ab Juli 1962 mit ihrer Sendung vom provisorischen zweiten Kanal der ARD in das Erste Programm wechselten und dort regelmäßig alle 14 Tage Aufmerksamkeit erregten. Ihre kritischen „Berichte, Analysen, Meinungen“ – so der Untertitel des Magazins – garantierten ein vielseitiges Interesse: In den Jahren des übermächtigen „CDU-Staats“, der im Zeichen des „Kalten Kriegs“ einem hysterischen Antikommunismus anheimfiel und die „formierte Gesellschaft“ zu seinem Programm machte, war PANORAMA fast der einzige Sendetermin im Fernsehen, zu dem unterdrückte und Gegen-Informationen zum offiziellen Weltbild erwartet werden konnten. Auch für die Vertreter und Anhänger der herrschenden Mehrheit wurde das Magazin zum Pflichttermin, da PANORAMA immer wieder politische und gesellschaftliche Missstände und Skandale aufdeckte. Dann wurde in der Regel unisono – vom Regierungssprecher bis zum Ortsverband der Katholischen Landfrauen – ein Sturm der Entrüstung und Empörung entfacht. „Wir waren Opposition“, so umreißt Paczensky rückblickend das damalige Selbstverständnis, „wir sendeten mindestens gegen die parlamentarische Mehrheit, möglicherweise gegen die Mehrheit der Zuschauer und ganz sicher gegen die Mehrheit der Zeitungen“.

Dieser Rolle blieb PANORAMA bis in die zweite Hälfte der 60er Jahre treu. Trotz der erfolgten Domestizierungsversuche konnte die parteienunabhängig kritische „Grundversorgung“ der Fernsehöffentlichkeit behauptet werden: Auch die Redaktionsleiter Eugen Kogon und Joachim Fest sahen sich in der Tradition ihrer Vorgänger, auch wenn sie andere Akzente setzten und nicht mehr an die frühen Publizitätsgrade heranreichten. Das in der Ära Kogon (1964) und Fest (1965/66) die Einschaltquote durchschnittlich bei gut 40 Prozent lag, ist dennoch ein immenser Erfolg, da inzwischen die Konkurrenz des zum Vollprogramm ausgebauten ZDF und andere politische Magazine der ARD sowie die Dritten Programme hinzugekommen waren. Seit 1967 sank im übrigen dann die Einschaltquote stetig (1970: 32 Prozent, 1980: 20 Prozent, 1988: 18 Prozent).

Der Erfolg des frühen PANORAMA liegt ohne Zweifel in der Oppositionsfunktion des Magazins begründet – und natürlich im journalistischen Ethos seiner Macher, die im heutigen Proporz-System wohl kaum noch eine Chance hätten. Ihre Unabhängigkeit ließ sie Themen anfassen und auf den Bildschirm bringen, die im stillen Konsens der Etablierten heute unter den Tisch fallen. Die Bedeutung des Magazins hing darüber hinaus selbstverständlich auch mit der damaligen gesellschaftlich-politischen Situation und einer Medienlandschaft zusammen, in der neben der ARD mit dem ZDF das erste alternative Fernsehangebot auf den Bildschirmen erschien.

Seine einzigartige Wirkung erreichte PANORAMA aber nicht nur durch die Unerschrockenheit seiner kritischen Köpfe und durch die Themen, die das Publikumsinteresse auf sich zogen, sondern auch durch die Machart der einzelnen Beiträge. Möglicherweise muss man dessen Geheimnis in der anfänglich fehlenden Professionalität suchen. Die Ecken und Kanten der Inhalte hatten ihre Entsprechung in den Formen: „...was so aus einem Empfänger kommt, wird wohl als Programm empfunden. Ob es den Namen verdient, steht auf einem anderen Blatt. Ich erinnere mich sehr gut, auf welcher hemdsärmelige Weise es zusammengesetzt wurde und wie unbekümmert, ganz und gar nicht wohlüberlegt,

einzelne Programmteile überhaupt entstanden sind“, so Gert von Paczensky über die Anfänge. PANORAMA entwickelte bald eigene Stile des Magazinfilms und präsentierte auch in der Sprache der Bilder ein oppositionelles Fernsehen. Diese Versuche verdanken sich indessen gerade der Fremdheit der meisten Redakteure gegenüber dem neuen Medium: „Wir Zeitungsleute hatten ja keine Ahnung vom Fernsehen und brauchten fachliche Betreuung“, so skizziert Paczensky die Anfangsprobleme und charakterisiert weiter die Einflüsse der zu diesem Zweck angestellten Mitarbeiter Klaus Wildenhahn, Lothar Janßen und Albert Krogmann. „Mit diesen drei ‚Realisatoren‘ hatte ich einen Glücksgriff getan: drei enthusiastische, am Film interessierte, experimentierfreudige und hochbegabte ‚junge Leute‘, die großen Anteil daran hatten, dass PANORAMA kein trockenes Magazin wurde, wie später so manches andere, sondern auch eine Sendung, in der erstklassiges Bildmaterial zu sehen war, und denen (nicht nur) ich viele Anregungen für meine eigene Filmarbeit verdanke.“ Um Missverständnissen vorzubeugen: Paczensky widmete sich nicht vorrangig der Filmarbeit. Versuche, Magazinbeiträge dezidiert wie Kurzfilme zu gestalten, sind unter den Hunderten von Beiträgen in der Minderheit geblieben. Trotz dieser Einschränkung ist Paczenskys Einstellung bemerkenswert: Wenn schon Film, dann müsse es möglichst guter Film sein, auch wenn er kurz ausfalle; auch aus vier Minuten sollte man ein kleines Kunstwerk machen können.

Die Arbeit der Realisatoren bestand zunächst darin, angekauft oder zur Verfügung gestelltes Material für die Zwecke des Magazins zu gestalten. Diese ersten Versuche, den Redakteuren dabei zu helfen, ihre Stories in Bilder umzusetzen, ließen experimentellen Ansätzen wenig Raum. Die Bereitschaft zum Experiment war wie die Zusammenarbeit: Sie wuchs allmählich, und sie entstand wesentlich aus dem freundschaftlichen, kooperativen Klima der ersten Jahre.

1961 besuchte Wildenhahn zum ersten Mal die Oberhausener Westdeutschen Kurzfilmtage. Hier wurde beispielsweise der Film „Brutalität in Stein“ von Peter Schamoni und Alexander Kluge gezeigt. Der Film von Kluge und Schamoni – der übrigens für PANORAMA einen Film über deutsche Touristen in Spanien drehte – hinterließ Wirkung: Die Studie über die Architektur des Naziregimes am Beispiel des Nürnberger Parteitagsgeländes blieb so sehr haften, dass Albert Krogmann und Christian Geißler unter Kogon Ähnliches am Beispiel von Soldatenfriedhöfen probierten. Aus dem Material entstand ein am 9. November 1964 gesendeter, in der Intendanz und in der Öffentlichkeit heftig diskutierter PANORAMA-Beitrag zum Volkstrauertag.

In Oberhausen wurde intensiv über verschiedene Filmschulen diskutiert, beispielsweise über das Selbstverständnis der polnischen Dokumentarfilme, wie es Jerzy Bossak, damals Künstlerischer Leiter des Dokumentarfilmstudios in Warschau und Dozent an der Filmhochschule in Lodz, in seiner „Einführung in das polnische Programm“ umriss: „Der Dokumentarfilm muss zum Denken anspornen – dann wird er zum wirklichen Instrument der Gestaltung des sozialen Selbstbewusstseins. So ein Film darf nicht mit fertigen und verdauten intellektuellen Formeln operieren, er muss auf den Sinn und die Gefühle des Zuschauers einwirken. Ein richtiger Dokumentarfilm zeigt Erscheinungen des Alltags, die wir – mit eigenen Problemen beschäftigt – nicht bemerken und die doch von uns gesehen werden sollten.“ Als Wildenhahn 1962 vorschlug, mit der Redaktion und zwei Kameraleuten und Cutterinnen nach Oberhausen zu fahren, um dort Anregungen für das eigene Magazin und seine Kurzfilme zu bekommen, stimmte Paczensky begeistert zu.

Auf der inzwischen historischen Pressekonferenz vernahmten dann die PANORAMA-Macher die Grabrede auf „Papas Kino“ und erlebte die noch recht vage Proklamation des „jungen deutschen Films“ und seiner neuen Freiheiten.

Die Besuche in Oberhausen und die intensive Auseinandersetzung mit den neuen filmischen Ansätzen hatten zumindest diffuse Wirkung. In der Redaktion diskutierte man nicht nur über die Thesen und Arbeiten der polnischen Filmschule, man sprach auch über die Filme der französischen „nouvelle vague“, der „Neuen Welle“, mit ihren Techniken der Montage von Detail- und Großaufnahmen; über das „cinéma vérité“, den französischen Dokumentar- und

Semidokumentarfilm; über das „direct cinema“, die „living camera“ oder das „uncontrolled cinema“ der nordamerikanischen Dokumentaristen. All dies ermutigte nachdrücklich zum eigenen Experiment.

Ansatzweise lässt sich beispielsweise Wildenhahns Beschäftigung mit kritischen Filmkonzepten etwa an dem am 25minütigen PANORAMA-Beitrag „Bergbau – eine Analyse des Kumpels unter Tage“ erkennen. Autor des Beitrags war Jürgen Sandmann, Wildenhahn übernahm die Realisation. In diesem Stück praktiziert Wildenhahn schon seinen Ansatz, „dass Dokumentarfilm eine Plattform für jene sein muss, die sonst nicht zu Wort kommen, dass Dokumentarfilm jene reden lassen muss, die sonst nicht an Diskussionen teilnehmen, und zwar in einer Sprache, die sonst nicht gehört wird im Medium (Sc. Fernsehen).“ Weitere Konsequenzen zog Wildenhahn aus seiner Beschäftigung mit den Filmen der nordamerikanischen Dokumentaristen. Leacocks „Primary“ von 1960, ein Bericht über den Wahlkampf zwischen Kennedy und Humphrey, war der erste wichtige Film des „direct cinema“. Ermöglicht wurde diese Schule durch die technische Innovation der „living camera“: Mit Hilfe neuer leichter und handlicher Kameras, der Entwicklung sensibleren 16mm-Filmmaterials und der Erfindung ebenso leichter wie empfindlicher Tonaufzeichnungsgeräte konnte der traditionelle Ballast abgeworfen werden, der die Filmteams bis dahin so vielköpfig wie unbeweglich gemacht hatte. Ein Ballast nicht nur im technischen Sinn, denn im ebenso zutreffenden Begriff des „uncontrolled cinema“ schwingt auch die Befreiung von den herkömmlichen Mustern der Wahrnehmung und Darstellung der Realität mit. Auf der Mannheimer Internationalen Filmwoche 1964 traf Wildenhahn Leacock; dieses Treffen gab Wildenhahn den letzten Anstoß, als kritischer Beobachter im Sinne Leacocks Magazinbeiträge zu drehen, die dezidiert den skizzierten Ansätzen verpflichtet waren. So entstand beispielsweise eine Reihe von drei Parteitags-Kurzfilmen, die mit den O-Tönen und dem Bildmaterial filmisch argumentieren und mit wenigen kommentierenden Worten auskommen, so dass der Zuschauer sich sein eigenes Bild machen muss (CDU-Parteitag in Hannover vom März 1964, gesendet am 16. März 1964; CSU-Parteitag in München vom Juli 1964, gesendet am 20. Juli 1964; SPD-Parteitag in Karlsruhe vom November 1964, gesendet am 7. Dezember 1964). Wildenhahn bearbeitete hauptsächlich „ernste“ Themen, eine Miniserie über „gesellschaftliche Sündenböcke“ („Underdogs“) zusammen mit Bernd Engelmann. Zwar haben auch Janßen und Krogmann dezidiert politische Filme gestaltet: Janssen z. B. –zusammen mit Bernd C. Hesslein – über den Traditionserlaß der Bundeswehr (PANORAMA vom 4. Oktober 1965), Krogmann etwa – zusammen mit Ulrike Meinhof – über Integrationsschwierigkeiten ausländischer Arbeitnehmer (PANORAMA vom 1. November 1965); doch in der Regel widmeten sie sich stärker den „unterhaltsamen“ Aspekten, womit sie freilich gesellschaftliche Themen nicht aus den Augen verloren. Im Gegenteil: Janßens Glosse über „Zwei Prozent Kunst an öffentlichen Gebäuden“ (PANORAMA vom 26. April 1965) oder Krogmanns „Beobachtung der deutschen Autobesitzer am Sonntag“ (PANORAMA vom 28. Juni 1965) vermitteln die Spießigkeit des öffentlichen und privaten Lebens vielleicht deutlicher als nüchterne Analysen. Die Palette des frühen PANORAMA war trotz der Schwarz-Weiß-Technik farbiger als die heutigen politischen Magazine. Die Beiträge waren ideenreicher in der Gestaltung von Bild und Ton. Sie bedienten nicht nur den Informationsanspruch der Gebührenden, sondern setzten auf die entdeckungsfreudige Teilnahme der Zuschauer auch mit Hilfe musikalischer Akzente wie etwa durch die Verwendung von progressivem Jazz. Die Machart der PANORAMA-Beiträge wurde ab Mitte der 60er Jahre eintöniger. Die Gründe hängen auch mit medienpolitischen Veränderungen zusammen; offenbar hatte PANORAMA etwa um 1965/66 seine Schuldigkeit als oppositioneller Faktor getan. Unbequeme Köpfe wurden im politischen Klima der Anstalten immer weniger geduldet. Zwar kann man die Ära Fests nicht als unkritisch bezeichnen, sie weist aber im Vergleich zur vorangegangenen Zeit moderatere Töne auf. Festfavorisierte eher den Stil der nüchternen Berichterstattung mit ausgewogener Kommentierung. Für filmische Experimente und Konzepte hatte er weniger Verständnis als Kogon. Zwar versuchte Wildenhahn Fest in einem längeren Brief das kritische Potential vor

Augen zu führen, das in der Tätigkeit der filmisch geschulten Realisatoren lag und in dem er noch einmal versuchte, diesen Arbeitsbereich für das Magazin zu institutionalisieren. Doch er bekam nicht einmal eine Antwort. Janßen und Wildenhahn wechselten in andere Abteilungen, Krogmann verließ den Sender.

Gerhard Lampe

Quelle

Unsere Medien – Unsere Republik. Mediengeschichte als Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. 11 Hefte, hrsg. vom Adolf Grimme Institut. Heft 4: „1962: Meinungsfreiheit: Ausgewogen?“. Marl 1991, S. 27-29.

Nach einer euphorischen Startphase führten ab Ende der sechziger Jahre parteipolitische Einflussnahme und der Ruf nach „Ausgewogenheit“ in der Berichterstattung zu einer Standardisierung in Inhalt und Ästhetik der Sendungen. Der Stellenwert politischer Magazine sank außerdem aufgrund der Zunahme des übrigen Programmangebots und zunehmender Sendervielfalt. Die Sendezeiten wurden verkürzt, zahlreiche TV-Magazinsendungen neu gegründet und Unterhaltungsformate als Konkurrenten platziert.

„ZDF-Magazin“ und „Kennzeichen D“

Das bekannteste aktuelle Magazin ist „Frontal 21“. Frühere wichtige Politmagazine im ZDF waren das „ZDF-Magazin“ (1969–1988) und „Kennzeichen D“ (1971–2001):

„Das Proporzgemälde“

Deutschlandbilder im „ZDF-Magazin“ und in „Kennzeichen D“

Wir können Matthias Geis zustimmen, der am 14. Januar 1992 in der TAZ folgende Frage gestellt hat: „Wer, außer den eingefleischten Antikommunisten vom Schlage eines Gerhard Löwenthal, hätte – sagen wir 1987 – dem sächsischen Pfarrer Eggert die Geschichte abgenommen, mit der der sächsische Innenminister uns heute das Gruseln lehrt?“ Selbst wenn das Gruseln über die kriminellen Stasi-Machenschaften gegen Eggert inzwischen relativiert worden ist, bleibt der Kern der Frage richtig: Bis 1989 konnten sich regelmäßig nur Antikommunisten einige Zustände in der DDR vorstellen, die sich nachträglich als zutreffend herausgestellt haben. Antikommunismus war speziell westdeutschen Wissenschaftler- und Journalistenkreisen nicht opportun. Eine solche Haltung galt als fortschrittsfeindlich und entspannungswidrig. Erst seit 1989 kann darüber wieder vorurteilsfreier gestritten werden. Nie gab es das Tabu Antikommunismus für das ZDF-MAGAZIN. Als zunächst wöchentliches Magazin ist es zur besten Sendezeit (mittwochs von 20.15 bis 21.00 Uhr) im Januar 1969 eingeführt worden. Von Anfang an und bis zu seinem Ende 1988 ist es geprägt worden durch seinen Leiter und Hauptmoderator Gerhard Löwenthal. Dessen politischer Weg vom Sozialdemokraten der alten Schumacherschen Prägung bis an den rechten Rand der Verfassung ist bekannt. Fraglich blieb eher, ob wenigstens einige der eingefleischten ideologischen Gegner Löwenthals nachträglich ihr Urteil über das ZDF-MAGAZIN mildern würden. Aber das war nicht zu erwarten und ist offensichtlich nicht eingetreten, weil wir alle bekanntermaßen unseren Einstellungen (Vorurteilen) stark verpflichtet sind, unsere Meinungen auf ihrer Grundlage bilden und diese häufig bei Vorliegen neuer, den bisherigen Überzeugungen widersprechender, Erkenntnisse gerade nicht ändern. Das ZDF-MAGAZIN war nicht die erste Sendung, die sich gemäß dem ZDF-Staatsvertrag vom 6. Juni 1961 („Ein umfassendes Bild der deutschen Wirklichkeit vermitteln“, „der Wiedervereinigung Deutschlands in Frieden und Freiheit dienen“) hauptsächlich mit der Berichterstattung über die DDR befasste. Seit 1966 hatte es die Sendung DRÜBEN gegeben. Diese wurde ebenso stark von ihrem Leiter Hans-Werner Schwarze geprägt (dem Begründer von KENNZEICHEN D 1971) wie das ZDF-MAGAZIN von Gerhard Löwenthal – allerdings mit nahezu entgegengesetzten ideologischen Vorzeichen. So konnte schon bald nach den ersten Folgen des ZDF-MAGAZINS der Eindruck entstehen, als strebe das ZDF mit diesen beiden Sendungen einen Proporz an. Mit dem Sendebeginn von KENNZEICHEN D 1971 war das die feste Annahme fast aller Kritiker.

Fenster nach innen

1969 war eine Zeit des Aufbruchs, des Beginns der sozialliberalen Koalition, der neuen Entspannungs- und Ostpolitik. Die 68er hatten sich auf den Marsch durch die Institutionen gemacht. Mit diesen Ansätzen hat sich das ZDF-MAGAZIN vehement und äußerst kritisch auseinandergesetzt. Löwenthals Sendung war auch auf anderen Gebieten (zum Beispiel der Liberalisierung des Strafvollzuges) zu den regelmäßigen scharfen Kritikern der sozialliberalen Bundesregierung zu zählen. Wichtige Themen der ersten beiden Jahre waren der Terror im Luftverkehr durch arabische Guerillas, die Lage der Polizei, Probleme der Gastarbeiter und Umweltschutzfragen. 1970 ist Fritz Schenk (aus der DDR stammend und als Wirtschaftsfachmann mit internen Kenntnissen ausgestattet) als zweiter Moderator in die Sendung genommen worden. Im September 1971 wurde KENNZEICHEN D gestartet. 1972 hat es zwölf Ausgaben gegeben, ab 1974 hatten ZDF-MAGAZIN und KENNZEICHEN D jeweils etwa 25 Sendungen pro Jahr im wöchentlichen Wechsel und bei mehrfach

geänderten Sendeplätzen. Bis 1988 hat es 591 Ausgaben des ZDF-MAGAZINS mit über 2.500 Beiträgen gegeben, von KENNZEICHEN D liefen bis 1992 fast 500 Sendungen mit etwa 1.800 Berichten. Von Anfang an hatte KENNZEICHEN D ein völlig anderes Konzept als das ZDF-MAGAZIN. Hier setzte man nicht auf Schwarz-Weiß-Malerei. Die Redaktion wollte Brücken schlagen, Dialog ermöglichen, auch die negativen Seiten der Bundesrepublik zeigen. Man war auf Zwischentöne aus, auf Differenzierung. Zwar wurde die Politik der sozialliberalen Bundesregierung kritisch begleitet, aber mit Sympathie. Auch wenn es nur wenig Gemeinsamkeiten mehr gab zwischen den beiden deutschen Staaten, so wurden sie von KENNZEICHEN D doch genannt. Die Sendung wollte Dolmetscher sein zwischen den Deutschen in Ost und West. Joachim Jauer hat dazu 1991 im „ZDF-Jahrbuch“ geschrieben: „Diesen Prozess von Verständigung und Entspannung wollte KENNZEICHEN D televisionär begleiten ... Die Nachbarn sollten wieder wechselseitig Nachrichten erhalten, damit die verfeindeten Brüder wieder miteinander reden konnten, wenn auch nur über diesen betonierten Zaun hinweg.“ Dabei war KENNZEICHEN D wie in anderer Weise das ZDF-MAGAZIN ein „Fenster nach innen“ für die Menschen in der DDR, die darin vielfach das zu sehen und zu hören bekamen, was in den eigenen Medien weithin fehlte. Bei KENNZEICHEN D wurde die Friedensbewegung breit und positiv gewürdigt. Hier startete 1983 Udo Lindenberg seinen „Sonderzug nach Pankow“. Kritik und Selbstkritik sollten in KENNZEICHEN D vertrauensbildende Maßnahmen sein. Dass vieles davon Illusion gewesen ist, wissen wir – von denen viele dieselben Wunschvorstellungen gehabt haben – erst heute. Die beiden Magazine haben in der Bundesrepublik und in der DDR ganz unterschiedliche Zielgruppen erreicht und dabei Informations- und Identifikationsmöglichkeiten angeboten. Sie haben das Wissen der Menschen über ihren eigenen und den jeweils anderen deutschen Staat erhöht, wobei sie gerade in der DDR aufgrund der dortigen Medienmisere besonders treue Stammzuschauer gehabt haben. Das Interesse am anderen deutschen Staat und das Wissen darüber war in der DDR bekanntermaßen stets größer als in der Bundesrepublik, wo viele die DDR lange vor 1989 abgeschrieben hatten. Bei Journalisten und auch im ZDF selbst, so scheint es, war KENNZEICHEN D seit langem beliebter als das ZDF-MAGAZIN: wegen seiner journalistisch leichten Machart, dem Bemühen um Differenzierung, seiner Ironie und Selbstironie. Für ZDF-Chefredakteur Klaus Bresser ist KENNZEICHEN D Ende 1991 „seit zwei Jahrzehnten die deutschlandpolitische Sendung des ZDF“. Das ZDF-MAGAZIN ist 1988 fallengelassen worden. KENNZEICHEN D ist für Bresser kein Auslaufmodell: „Die größere Bundesrepublik Deutschland hat neue Grenzen und neue Nachbarn. Viele sind sich noch fremd. KENNZEICHEN D wird sie einander näher bringen.“ Das Magazin wurde 1982 bis 1984 von Joachim Jauer, dann bis 1990 von Dirk Sager geleitet. Seither ist wieder Jauer der Chef. Die Zuschauer schenken dem Magazin auch nach der deutschen Einheit mit einer durchschnittlichen Einschaltquote von zwölf Prozent nach wie vor Vertrauen, die Sendung gilt überwiegend als glaubwürdig. Dabei kann es heute wohl kaum Zweifel daran geben, dass KENNZEICHEN D über viele Missstände in der DDR nicht berichtet hat und aufgrund der schlechten Arbeitsbedingungen (Akkreditierung seit Ende 1974) auch nicht berichten konnte. Werner Brüssau, ZDF-Korrespondent in der DDR, schreibt über seine erste Reportage für KENNZEICHEN D im Jahre 1984: „Bei dieser ersten Reportage hatte ich die Verlogenheit der SED, uns auf alle mögliche Weise Sand in die Augen zu streuen, noch gar nicht so richtig durchschaut. Das kam erst nach und nach.“ Und bei manchen ist die Desillusionierung erst 1989 gekommen.

Mit ideologischen Scheuklappen zugeschaut

Die Gefahr, Illusionen über die wirtschaftliche Lage der DDR und ihre politische Stabilität zu hegen, war beim ZDF-MAGAZIN geringer. Gerhard Löwenthal hat rückblickend im „ZDF-Jahrbuch 1983“ geschrieben: „Die Probleme der Planwirtschaft, insbesondere die Schwierigkeiten in der Versorgung und der zunehmende technologische Rückstand gegenüber dem Westen, schreien zwar nach tiefgreifenden Reformen des Systems – real

erkennbar sind jedoch nur minimale Kurskorrekturen innerhalb der zentralistischen Befehlsstruktur.“ Das ZDF-MAGAZIN habe den Opfern der DDR eine Stimme gegeben: „Im ‚ZDF-Magazin‘ kommen daher immer wieder jene zu Wort, denen es drüben entzogen wurde: freigekaufte Häftlinge, Flüchtlinge, zwangsweise Ausgebürgerte oder Übersiedler im Rentenalter.“ Die Recherchen des ZDF-MAGAZINS würden ergeben, so Löwenthal, „dass die Grundstrukturen des ‚realen Sozialismus‘ viel starrer und verkrusteter“ seien, „als im Westen im allgemeinen angenommen wird. ... Auch das Vorgehen des Staatssicherheitsdienstes gegen Dissidenten, Ausreisewillige, Mitglieder der Kirchen und der mitteldeutschen Friedensbewegung ist härter, teilweise brutaler geworden.“ Diese Aussagen aus dem Jahre 1983 sollten zehn Jahre später als das genommen werden, was sie von Anfang an gewesen sind, realistisch nämlich. Das ZDF-MAGAZIN war überwiegend schwere Kost. Es hat die Zuschauer polarisiert. Viele Beiträge trugen einen sehr grundsätzlichen Charakter. So hat sich die Sendung stets für die Erhaltung der freiheitlich-demokratischen Grundordnung eingesetzt, aber wohl doch in einer Art und Weise, die manchem Verfassungspatrioten auch heute noch nicht gefällt. Das ZDF-MAGAZIN hat undemokratische Erscheinungen auf der Linken angeprangert und sich so bei einigen beinahe verhasst gemacht. Vergessen wir nicht, dass Alexander Solschenizyn und Andrej Sacharow im ZDF-MAGAZIN eine Plattform hatten, dass der Archipel Gulag hier besonders früh angeprangert worden ist. Scharf war die Verurteilung des RAF-Terrorismus. Immer wieder wurden SPD und Deutscher Gewerkschaftsbund (DGB) rüde attackiert. Die Entspannungspolitik wurde vom ZDF-MAGAZIN als zu kompromisslerisch bewertet, politische Kontakte in die DDR wurden mit äußerstem Misstrauen betrachtet. „Aus diesem Grunde beschäftigt sich das Magazin auch besonders intensiv mit dem Schicksal der DDR-Bürger, denen die Machthaber des SED-Staates ... wie Ausreise zu uns verwehren. In vielen Einzelbeiträgen ... wurde über die Hilferufe dieser Landsleute berichtet. Ein großer Teil der Genannten konnte inzwischen legal in die Bundesrepublik übersiedeln“, meldete das „ZDF-Jahrbuch 1976“. Über solche Aktionen hat natürlich auch KENNZEICHEN D berichtet, sich ebenfalls für Verfolgte eingesetzt, aber doch mit einer anderen Akzentuierung: mit einer positiveren Wertung von deutsch-deutschen Kontakten, mit Sympathien für die Entspannungspolitik, mit mehr Verständnis und Toleranz für sozialistische Weltanschauungen. Bei KENNZEICHEN D war die DDR insgesamt ein ernstzunehmendes Modell, obwohl häufig auch hier die Kritik an Missständen in der DDR ganz scharf war, so im Falle der Ausbürgerungen von Wolf Biermann und Reiner Kunze. Gefehlt haben vor allem zutreffende wirtschaftspolitische Analysen, obwohl in den 80er Jahren Versorgungsmangel immer offener zutage traten und auch in KENNZEICHEN D genannt wurden. Im ganzen war die innerdeutsche Berichterstattung von ZDF-MAGAZIN und KENNZEICHEN D vom Proporz gekennzeichnet. Aber das muss gar nicht negativ gesehen werden; schließlich war und ist das ZDF zu Meinungsvielfalt und Binnenpluralität verpflichtet. Die Magazine haben ganz verschiedenen Zielgruppen erreicht, deren Angehörige sich aufgrund ideologischer Scheuklappen kaum verstehen oder verständigen konnten. Rückblickend ist aber festzustellen, dass das ZDF-MAGAZIN sich weniger Illusionen über die DDR gemacht hat als KENNZEICHEN D. Insofern besteht Anlass zur Selbstkritik, die wir Journalisten gern von anderen verlangen, selbst aber kaum üben. Hier hebt sich Michael Schmitz, der für das ZDF aus der DDR berichtet hat, positiv von den Kollegen ab. Er schreibt am 14. Februar 1992 zu recht in der ZEIT: „Die in der DDR akkreditierten Links-Journalisten fanden die meisten Oppositionellen ganz nett, politisch ernst genommen haben wir sie nicht. Zu moralisch, zu konfus, zu radikal. Mit diesen Kategorien bauten wir unser Raster. Die DDR, so glaubten wir, sei relativ stabil, politisch und wirtschaftlich. Wir hofften auf kritische Geister in der SED, die, vorsichtig gestärkt, mehrheitsfähig werden sollten. ... Die Analyse der West-Linken war auf Vorurteilen und Wunschvorstellungen gebaut. Vor allem war sie begründet aus dem eigenen politischen Ansatz, der den dauernden Fortbestand der DDR unterstellte. ... Die evangelische Kirche in der DDR hat uns in unserem Denken bestärkt. ... Natürlich war es richtig, die Entspannungspolitik gegen die

Ost-West-Konfrontation durchzusetzen. Doch sollte mit dieser Selbstverständlichkeit nicht die Frage weggewischt werden, wann die praktizierte Variante der Entspannungspolitik kontraproduktiv, zu einem das sieche DDR-Regime stabilisierenden Faktor geworden ist.“

Wilfried Scharf

Quelle

Unsere Medien – Unsere Republik 2. Deutsche Selbst- und Fremdbilder in den Medien von BRD und DDR. Adolf Grimme Institut. Heft 6: „1976: Systemvergleich im Akkord“. Marl 1994, S. 35-38

„Spiegel TV“ (RTL)

Politmagazine der Privatsender: Bei den Privatsendern verzeichnet v. a. RTL u. a. mit dem „Spiegel TV Magazin“ (ab 1988, Produktion der Fernsehproduktionsfirma Spiegel TV) eine politische Berichterstattung außerhalb der Nachrichten von im Durchschnitt 6 Min/Tag. (vgl. Weiß 2008, S. 63).

In den Anfangsjahren wurden thematisch und formal unabhängige Beiträge von ehemaligen ARD- und ZDF-Redakteuren verantwortet, die im Zuge der parteipolitischen Vereinnahmung der politischen Magazine im öffentlich-rechtlichen Rundfunk keine Arbeitsmöglichkeiten mehr sahen. Dazu gehörte z. B. Stefan Aust, der beim Revirement der „Panorama“-Redaktion 1987 als Parteiloser chancenlos blieb (vgl. Lampe 1997, S. 428) und von 1988 bis 2008 das „Spiegel TV Magazin“ moderierte.

Von der Front vor der Tür. 20 JAHRE „SPIEGEL TV“

„Spiegel TV“ begann als kämpferisches Politmagazin. Heute bevorzugen die Macher dramatische Rot- und Blaulichtthemen. Kritische Jubiläumsanmerkungen eines früheren Mitarbeiters.

In seinen ersten Jahren zeigte das „Spiegel TV Magazin“ dynamisches, unterhaltsam-aufklärerisches Fernsehen im besten Sinne: unberechenbar, mit Härte im Urteil, ohne parteipolitisch okkupiert zu sein wie die öffentlich-rechtlichen Anstalten, und war deshalb glaubwürdig. Heute ist es eine Sendung im wöchentlichen Magazin-Allerlei mit durchschnittlich nur noch knapp 2,2 Millionen Zuschauern.

Geschenkt: Auch die öffentlich-rechtlichen Politmagazine leiden unter Bedeutungsverlust. Das markante Profil des Genres löst sich zunehmend auf. So betreibt das Fernsehen seine eigene Entwertung. Von einer gesellschaftsverändernden Kraft der Meinungsmagazine kann nicht mehr gesprochen werden.

Viele Politiker stehen sowieso für kritische Fragen hartnäckiger Journalisten nicht mehr zur Verfügung. Sie treten lieber in den Talkshows braver „Gastgeber“ auf – weil sie die Massen so effektiver erreichen als durch Bundestagsauftritte.

Wie das gesamte Fernsehen klammert auch das „Spiegel TV Magazin“ große Teile der Wirklichkeit aus: Was sich nicht einfach, schnell und zugespitzt erzählen lässt, kommt nicht vor. Die Macher im Hamburger Chilehaus kultivieren die spezifische Neigung des Mediums zum Unterhaltamen. Und wie das gesamte Medium verstärken die „Spiegel TV“-Sendungen die in der Gesellschaft vorherrschenden Stereotype.

Politik wird bei „Spiegel TV“ oft auf Politiker, also auf erlebbare Oberfläche reduziert und eben nicht in ihren Zusammenhängen dargestellt. Den Versuch, Politik verständlich zu machen, unternimmt die Sendung erst gar nicht. So trägt sie zur allgemeinen Entpolitisierung im Fernsehen bei. Außerdem versendet sich politischer Stoff heute oft, ohne dass die Politik davon Kenntnis nimmt oder in Aufregung gerät. Auch deshalb sinkt der Einfluss der politischen TV-Magazine beständig.

Zudem muss dem „Spiegel TV Magazin“ vorgeworfen werden, dass es Ausmaß und Häufigkeit von Verbrechen übertreibt, Gewalt dramatisiert und ihr zu viel Aufmerksamkeit widmet: Das Fernsehen kennt und bedient den lüsternen Umgang der Gesellschaft damit. Rot- und Blaulichtstoffe regen die Fantasie derjenigen an, die antisoziale Neigungen haben, sie stillen den Appetit auf Schandtaten, Sensationen und Sexualität. Die Folge ist alarmierende und aufwühlende Frontberichterstattung aus der kriminellen Schattenwelt. Dadurch haben die Fernsehverantwortlichen des Spiegel-Verlags in den letzten Jahren einer Law-and-Order-Tendenz bei ihren Zuschauern Vorschub geleistet.

Konzessionen ans Spektakuläre muss das „Spiegel TV Magazin“ schon deshalb eingehen, weil es einen Mittelweg eingeschlagen hat zwischen den Qualitätsansprüchen der öffentlich-rechtlichen Konkurrenz, denen des gedruckten *Spiegel* und dem, was im privaten Fernsehen

als Information geboten wird.

Nun sind Skandalisieren, Emotionalisieren und Personalisieren zentrale journalistische Methoden – und die Macher des „Spiegel TV Magazins“ Meister darin. Zu vergleichen ist die Sendung wohl am ehesten mit dem gedruckten *Stern*. Beide wollen Spaß machen, überraschen, bunt sein – und Skandale aufdecken. Hier wie da verkaufen sich schlechte Nachrichten besser als gute. Trotzdem soll „Spiegel TV“ nicht wirken, als werde hier das Elend der Welt verbreitet, wie allabendlich in der „Tagesschau“.

Besonders gut ist das „Spiegel TV Magazin“ immer dann, wenn es leuchtende Reportagen aus dem Alltag von Ausgestoßenen und Unterprivilegierten bringt. Die Filme erzählen Geschichten von Schicksalen, ohne die Rolle des *Praeceptor Germaniae* zu übernehmen, die Aussagen ergeben sich durch die Montage der Bilder und Sequenzen.

Und dennoch wird – bei „Spiegel TV“ wie im gesamten Fernsehen – ein schwarz-weißes Bild von der Wirklichkeit gezeichnet: Der Zuschauer soll Recht und Unrecht, Opfer und Täter klar unterscheiden können. Mit dieser Plot-Erzählweise übernimmt das *factual television* zunehmend die narrative Struktur des *fictional television*. Doch die dargestellten Konflikte werden nicht aufgelöst – damit bleibt der kathartische Effekt aus, den die meisten Spielfilme erzielen. Diese zynisch-negativistische Weltsicht macht das „Spiegel TV Magazin“ aus – ebenso wie den gedruckten *Spiegel*; natürlich versetzt mit gewirbelten Formulierungen und humorigen Szenen. Immerhin hat das „Spiegel TV Magazin“ in den vergangenen 20 Jahren mit mancher Glosse, manchem Sprachwitz und mancher Stasimitarbeiter-Entlarvung ein bisschen Fernsehgeschichte geschrieben.

Angesichts der beschriebenen Tendenzen – nicht ausgelöst, aber mitgemacht vom Spiegel-Fernsehen – warnen Pessimisten vor einem Rückfall unserer Zivilisation in die Vor-Gutenberg-Zeit. Denn der Mensch, das Augentier, entwickelt sich wegen der täglichen visuellen Überflutung durch TV und Internet zurück von der Schriftkultur zur Bildkultur. Und das Publikum huldigt dem Imperator Fernsehen und seinen Werten Beliebigkeit, Zerstreuung und Kommerz.

Dieser Gedanke hätte bei „Spiegel TV“ sicher keine Chance. Denn: Wo ist da die Story?

Matthias Michael

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors.

Quelle

„die tageszeitung“, 26.Mai 2008.

Quoten der Polit-Magazine im Jahr 2009

Die Zuschauerzahlen im Jahr 2009 belaufen sich bei „Panorama“ auf ca. 3,15 Millionen Zuschauer, der Marktanteil liegt bei 11,9 Prozent. Das ARD-Magazin „Monitor“ erreichte mit durchschnittlich 2,99 Millionen einen Marktanteil von 11,2 Prozent. Es folgen das ZDF-Magazin „Frontal 21“ mit einem Marktanteil von 9,6 Prozent (2,89 Mio. Zuschauer) und das Magazin „Spiegel TV“ auf RTL mit 8,5 Prozent Marktanteil (1,98 Mio. Zuschauer).

Quelle: daserste.ndr.de/panorama

weitere Quellen

Weiß, Hans-Jürgen 2008: Nachgesehen: Politische Publizistik in privaten Fernsehvollprogrammen. In: ALM Programmbericht 2008, S. 62-65.

Lampe, Gerhard 2000: Panorama, Report und Monitor. Geschichte der politischen Fernsehmagazine 1957–1990. Konstanz: UVK.

„Panorama“ im Internet:

<http://daserste.ndr.de/panorama/aktuell/panoaktuellerfolg100.html>

„Prisma“ – Ein politisches Magazin des DDR-Fernsehens

Politmagazine der DDR waren neben „Prisma“, z. B. „Objektiv“ und „Der schwarze Kanal“.

Nach dem Vorbild der westdeutschen Fernsehmagazine „Panorama“ und „Report“ wurde Anfang der sechziger Jahre von dem ehemaligen Hörfunkjournalisten Gerhard Scheumann für das DFF eine Sendereihe vorgeschlagen, die kurzfristig Hintergrundberichte zu aktuellen Erscheinungen liefern sollte. Mit einem Intro, welches mit seinen Jazzrhythmen ebenfalls an „Panorama“ erinnerte, startete „Prisma“ 1963 (mit Moderator Gerhard Scheumann), thematische Schwerpunkte waren die Innen-, Wirtschafts- und Sozialpolitik der DDR. Das einzige zeitkritische Magazin des DDR-Fernsehens entwickelte sich schnell zu einer Institution und wies Zuschauerzahlen auf, wie sie sonst nur die beliebtesten Unterhaltungssendungen erreichten. Ohne Pause wurde „Prisma“ (meist vierzehntägig) bis 1991 ausgestrahlt.

Die Form der Kritik war jedoch im Vergleich zu den westlichen Vorbildern eine andere: „Prisma“ verstand sich nicht als Opposition zum Staat und vermied die großen Themen aus Politik und Wirtschaft (vgl. Heinze/Kreutz 1998, S. 20). Anstelle einer systemkritischen Auseinandersetzung wurden Unzulänglichkeiten und Fehlentwicklungen aus dem DDR-Alltag markiert, für die sich Abhilfe schaffen ließ. „Prisma“ hatte „vor allem das Denken und die Verhaltensweisen von sozialistischen Staatsbürgern zum Gegenstand“ (Scheumann 1993, nach Pollert 1998, S. 20), wollte „einen aktiven und aktivierenden Beitrag zum wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungsprozess leisten“ (Kreutz/Löcher/Rosenstein 1998, S.207) und zielte auf eine Vermittlung zwischen Regierung und Volk.

Während die Beiträge in den Anfangsjahren v. a. auf Einzelfällen beruhten, wurden später eher allgemeine Sachverhalte „unter Einbeziehung von Personen oder Kollektiven dargestellt, die als Schrittmacher der Gesellschaft galten“ (Pollert 1998, S. 42). Zu einem Markenzeichen der Sendung entwickelte sich die Rubrik „Was geschah danach?“, welche das Echo bzw. die Konsequenzen der gesendeten Beiträge einfing (zu Themeninteressen vgl. Meyen 2003, S. 132).

„Prisma“ Reportagen

Auf dem VIII. SED-Parteitag 1971, der kurz nach der Absetzung Walter Ulbrichts stattfand, wurde eine „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“ beschlossen, die das materielle und kulturelle Lebensniveau der Menschen in der DDR erhöhen sollte. Außerdem klagte Honecker über „Langeweile auf den Bildschirmen“ (Pollert 1998, S. 44 ff). In Auswertung der Entscheidungen des Parteitages folgte eine Fernseh-Programmreform zugunsten seines Unterhaltungsangebots. „Prisma“ als „Zugpferd“ der DFF-Publizistik wurde ergänzt durch „Prisma“ Reportagen (bis zu 12 Stück pro Jahr) auf einem eigenen Sendeplatz. Diese vertiefenden Magazinbeiträge über das Leben in der DDR sollten – wie die ebenfalls neue Sendereihe „Entdeckungsreisen“ – erlebnisorientierte Binnenansichten aus der Arbeitswelt an den „landschaftlichen Hauptschauplätzen der wissenschaftlich-technischen Revolution“ vermitteln und dem Ausreisewillen und Fernweh entgegenwirken (z. B. durch Berichte über das Textildreieck Cottbus-Guben-Forst oder Ilmenau als Traditionsstadt der Glasindustrie „Heimatstolz und Heimatliebe“; vgl. Prase 2006, S. 194 ff).

Darüber hinaus vereinte die „Prisma“-Reihe sowohl kritische Reportagen und Untersuchungen z. B. zu mangelhafter Arbeitsmoral (etwa der Beitrag „Mancher geht, wenn er will“, 1980), schlechter Leitungsarbeit (z. B. „Aus persönlichen Gründen“, 1973) oder Problemen im Bildungswesen (z. B. „Schüler, Späne, Seifenblasen“, 1978) wie auch Filme voller Selbstlob etwa zu Sozialleistungen („Vierlinge wurden Vier“, 1980) oder dem

Wohnungsbauprogramm („Bis jeder eine Wohnung hat“, 1979) und den Renommierbauten der DDR (vgl. Steinmetz 2008, S. 368).

Publizistische Einschränkungen

Als Vorbild für die junge Reihe galt der 1971 ausgestrahlte Film „In den Beinen Beat“, der dazu aufrief, sich um die noch unter Ulbricht als kapitalistisch dekadent betrachteten, langhaarigen Jugendlichen mit Vorliebe für Beat-Musik zu bemühen, und die FDJ-Arbeit zum Thema hatte (vgl. Steinmetz 2008, S. 269). Allerdings hatte dieser kritisch hinterfragende Beitrag einen langen Wandlungsprozess hinter sich, immer wieder umgearbeitet Konzepte belegen, dass die Redaktion am Stellenwert der Erziehungsträger Eltern, Betrieb und FDJ und am Aus- und Ansprechen der Unzulänglichkeiten herumlaborierte (vgl. Prase 2006, S. 198 ff).

Generell reduzierte sich der Handlungsspielraum der „Prisma“-Redaktion aufgrund der allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Entwicklung der DDR und den medienpolitischen Veränderungen v. a. in den siebziger Jahren zunehmend; die anfänglichen Berichte über Tabuthemen wurden von Reportagen im Auftrag „von oben“ abgelöst. Je angespannter die Wirtschaftslage der DDR wurde, desto „dünner wurde die Luft für Prisma“ (Herlt 2007, S. 84). Die Magazin-Beiträge konnten in drei Kategorien unterteilt werden: verordnete, unerwünschte und Lückenbüßer für gestrichene (vgl. Pollert 1998, S. 14).

Begründer und Redaktionsleiter Scheumann, der „Prisma“ 1965 wegen der politischen Einflussnahme (anfänglich nur durch „Rückläufe“, d. h. negative Reaktionen offizieller Stellen, später v. a. durch verpflichtende „Rapporte“ in der Produktionsphase) resigniert die Redaktion verließ, bezeichnete bereits den Beginn der „Prisma“-Reihe als „heikle Gratwanderung angesichts einer Führung, die bestrebt war, Konflikte als solche zwischen gut und besser zu beschreiben“ (vgl. Pollert 1998, S. 21). Eberhard Fensch, Mitglied im ZK der SED und als stellvertretender Leiter der Abteilung Agitation für Hörfunk und Fernsehen der DDR in Eigenbezeichnung als „Ratgeber, Hilfsorgan und Kontrollinstanz“ tätig, beschreibt das Grundproblem bzw. die „Scheinwahrheit“: „Wer öffentliche Kritik übt, liefert Munition für den Gegner. Dem gesellschaftlichen Fortschritt nutzt nur die Propagierung des positiven Beispiels“ (Fensch 2003: „So und noch besser. Wie Honecker das Fernsehen wollte“, nach Herlt 2007, S. 84).

Nach deutlichen Schwankungen in der Sehbeteiligung in den siebziger und einem starken Einbruch in den achtziger Jahren, erfreute sich „Prisma“ in der Wende- und Nachwendezeit noch einmal kurzzeitig einer sehr großen Popularität, als sich das Magazin mit dem politischen Umbruch in der DDR auseinandersetzte.

Quellen

Prase, Tilo 2006: Dokumentarische Genres. Gattungsdiskurs und Programmpraxis im DDR-Fernsehen. Leipzig: Leipziger Universitäts-Verlag.

Kreutz, Anja / Löcher, Uta / Rosenstein, Doris 1998: Von „AHA“ bis „VISITE“. Ein Lexikon der Magazinreihen im DDR-Fernsehen (1952–1990/91). Berlin: Verl. für Berlin-Brandenburg.

Pollert, Susanne 1998: Wo Licht ist, fällt auch Schatten. Das zeitkritische Magazin „Prisma“ im Kontext der DDR-Fernsehgeschichte. In: Heinze, Helmut / Kreutz, Anja (Hrsg.): Zwischen Service und Propaganda. Zur Geschichte und Ästhetik von Magazinsendungen im Fernsehen der DDR 1952–1991. Berlin: Vistas (Beiträge zur Film- und Fernsehwissenschaft, Bd. 5051).

Steinmetz, Rüdiger / Viehoff, Reinhold (Hrsg.) 2008: Deutsches Fernsehen Ost. Eine Programmgeschichte des DDR-Fernsehens. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg.

Kreutz, Anja / Pollert, Susanne / Rosenstein, Doris (Hrsg.) 2002: Fernsehen im Magazinformat. Zur Geschichte, Produktion und Kritik von Magazinsendungen des DDR-Fernsehens (1952–1990/91). Frankfurt/M.: Lang.

Herlt, Günter 2007: Das dicke DDR-Fernsehbuch. Sterne, die nie verglühn. Berlin Eulenspiegel.

Meyen, Michael 2003: Einschalten, Umschalten, Ausschalten? Das Fernsehen im DDR-Alltag. Leipzig: Leipziger Universitäts-Verlag.

weitere Informationen

Pullover für Viereckige. Aus: DIE ZEIT, 12.6.2003 Nr.25.

<http://www.zeit.de/2003/25/DDR-Wirtschaft>

Das sog. „Prisma“-Testament von Gerhard Scheumann, eine kritische Auseinandersetzung mit seiner journalistischen Arbeit – verfasst im Zuge seines Weggangs von der „Prisma“-Redaktion – In: Scheumann, Gerhard: Heikle Gradwanderung – Die Sendereihe Prisma. In: Riedel, Heide (Hrsg.) 1993: Mit uns zieht die neue Zeit: 40 Jahre DDR-Medien. Berlin: Vistas.